



Gratisbeilage zur „Weissenheimer Zeitung“.

Erntetag.

Das war meiner Kindheit sonnigster Tag,
Auf dem mit brütendem Glanze lag
In üppiger Schwaden Berg und Tal,
Der güldenen Sonne segnender Strahl.

Das war meiner Kindheit sonnigste Zeit,
In der ich mit selbstgewebtem Kleid
Die gelben Schwaden gesiebelt fand
Und rastlos fügte der Stiege Band

Das war meiner Kindheit heißeste Not,
Als Eltern und goldene Lehren tot,
Und unter Dornen und fremdes Gestein
Ich neuen Samen säte ein!

Das ist meines Alters heißeste Bitt:
Daß alles, was ich erlitt und erstritt
In üppigen Schwaden Berg und Tal
Noch einmal erglüh' in der Sonne Strahl.

Bevor der Sense schärfender Klang
Das Lied vom Scheiden mir tönend sang!
Damit meine grünende, junge Saat
Ein Stündlein nur goldenster Ernte hat.

R. B.

Verschollen.

(Fortsetzung.)

Roman von Arthur Zapp.

(Nachdruck verboten.)

Günther und Flora von Wallberg beschlossen jedoch, chronologisch vorzugehen und zunächst St. Rémy zu besuchen. Wenn sie sich auch von den Schloßbewohnern ein besonderes Entgegenkommen und Nachrichten von Belang kaum versprachen, so konnte ihnen doch vielleicht ein Zufall günstig sein und zu irgend-einer Spur verhelfen, die ihnen für ihre weiteren Nachforschungen von Wert sein mochte.

Günther schrieb nun zunächst an den Schloßbesitzer, der, wie er erfahren hatte, den Dienst quittiert und mit seinem Sohn, der ebenfalls den Krieg mitgemacht, nach St. Rémy zurückgekehrt war. Seinem Briefe, in dem er kurz den Sachverhalt darstellte und die Bitte aussprach, die Vertlichkeiten, wo der Vermißte gewohnt hatte, besichtigen und ein paar Fragen an die Schloß-

bewohner richten zu dürfen, legte er ein paar Empfehlungsbriefe bei, die vom Auswärtigen Amt in Berlin und vom Kriegsministerium ausgestellt waren. — Die Antwort kam umgehend. Es waren nur wenige Zeilen. Sie lauteten:

„Mein Herr!
Nach Empfang
Ihrer werten
Zeilen habe ich
im Schloß Nach-
frage gehalten.
Ihr Herr Bruder
hat St. Rémy am
10. Januar ver-
lassen und ist seit-
dem hier nicht
gesehen worden.
Sollten Sie noch
persönliche Rück-
sprache wünschen,
sehe ich Ihrem
Besuche morgen
Nachmittag etwa
um fünf Uhr
entgegen.“

Achtungsvoll
de St. Aulaire.“

Das war knappste, kühlste Höflichkeit und eher ablehnend als einladend. Flora riet, von dem Besuche abzustehen, da ja so wie so kaum ein Resultat zu erwarten sei, aber Günther



Vinter der französischen Front haben sich unsere Truppen vielfach in ausgedienten Straßenbahnwagen einquartiert.

bleibt es für seine Pflicht, nichts unversucht zu lassen, um das Ziel der Reise zu erreichen. Das Kriegsjahr hatte ihn körperlich und seelisch abgehärtet und vor so geringen Schwierigkeiten zurückzuschrecken, wäre ihm doch mehr als unmännlich erschienen. So mieteten sie also eine Kalesche und begaben sich am nächsten Nachmittag auf den Weg. Es war größtenteils Chaussee. Erst als sie ein größeres Dorf namens Balincourt passiert hatten, lenkte der Kutscher auf eine Landstraße ab, die nach Schloß St. Rémy führte, das von einem Park umgeben war, der an einen Wald stieß. Sie sahen es schon von weitem liegen. Es war ein mächtig großer, älterer, zwei Stock hoher Bau, dem sowohl die Türme, die ihn von beiden Seiten flankierten, die stolze Bezeichnung „Schloß“ gegeben hatten.

Als die bescheidene Kalesche auf den Hof rasselte, kamen zwei Bedienstete herbei: Aus dem Stall ein Reitknecht in roter Stalljacke und in Stulpenstiefeln und aus dem Schlosse ein älterer Diener, der in eine einfache Vivree gekleidet war.

Günther fielen die stechenden, dunklen Augen des Reitknechts auf, die mit nicht gerade respektvollem Ausdruck auf ihn gerichtet waren und die Erinnerung an eine Szene in der Auberge Bonnetain stieg in ihm auf. War das nicht der Monsieur Charles, der von dem alten Aubergiste und seinen Gästen so freundlich bewillkommen worden war und der der schönen Louise so verliebte Blicke zugeworfen hatte?

Ihm blieb jedoch keine Zeit, dem Burtschen mit dem unsympathischen Gesicht, der dem Kutscher der Kalesche einige Anweisungen gab, weitere Aufmerksamkeit zu schenken, denn der Diener trat mit der höflichen Frage an ihn heran: „Monsieur de Wallberg?“ Auf Günthers bejahende Antwort geleitete er die beiden Gäste in das Schloß. Durch einen breiten Flur wurden sie in einen Salon zu ebener Erde geführt. Das Zimmer hatte nichts Bemerkenswerthes. Die soliden, in vornehmem Geschmack gehaltenen, aber nicht übermäßig kostbaren Möbel gehörten dem Stil einer früheren Zeitperiode an. Ein paar Oelgemälde, ein paar Statuetten schienen, wie Günther meinte,

den Gegenstände ringsum. Der Raum und die Möbel, die Bilder und die sonstigen Dinge, die den Salon füllten, nahmen ihr stärkstes Interesse in Anspruch, erschienen ihnen vertraut, wie gewohnt. Hier hatte ihr vermählter, innig betrauerter Bruder gewohnt. Auf diesem schweren, mit Brokat bezogenen Sessel hatte er vielleicht gegessen; auf allen diesen Dingen hatten seine Augen geruht, der Anblick dieser Gemälde hatte seine für Kunst begeisterte Seele gelabt, erhoben und ihn geistig für



Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses im Dienste der Verwundetenpflege.

Erzherzogin Maria Theresia widmet sich eifrig der Pflege der Verwundeten. Wir sehen die hohe Frau inmitten ihrer Schützlinge bei einem Konzert im Garten des Spitals, das auch schon vom Kaiser Franz Josef besucht wurde. Die deutschen Soldaten sind ihre besondere Lieblinge und werden von der Erzherzogin liebevoll gepflegt.

ein paar ruhige, schöne Viertelstunden dem rohen Kriegslärm entrückt. Durch diese Fenster hatte er geblickt, voll Sehnsucht in die Richtung der Heimat und hatte seine Grüße an seine Lieben geschickt. . . .

Ein Geräusch entriß die Geschwister ihren wehmütigen Betrachtungen. Ein älterer Herr mit kurzem, graumeliertem Haar, einem Knebelbart, und in straffer, aufrechter Haltung, mit ernstem, strengem Gesicht trat ein. Seinen Mienen, seinen kurzen energischen Bewegungen sah man den alten Militär an.

„St. Aulaire,“ stellte er sich vor und verneigte sich gegen Günther leicht, gegen Flora um eine Nuance höflicher.

„Wir müssen sehr um Entschuldigung bitten —“ sagte Günther, „und zugleich Ihnen, Herr Oberst, danken —“

Der Franzose unterbrach und wies mit der Hand auf die Sessel, von denen sich die Besucher bei seinem Eintritt erhoben hatten. „Wollen Sie bitte Platz nehmen.“

Man setzte sich. Oberst de Aulaire erkundigte sich, in welcher Weise er den Geschwistern bei ihren Nachforschungen behilflich sein könne. Seine Worte waren knapp, wenn auch in der Form höflich. In seiner ganzen Haltung legte er überhaupt kühle Reserve an den Tag. Kein überflüssiges Wort, kein Ausdruck menschlicher Anteilnahme, der über die kalte gesellschaftliche Höflichkeit hinausging, die im Verkehr zwischen gebildeten Leuten üblich war, ließ er sich entschlüpfen. Er war offenbar noch ganz von den Eindrücken beherrscht, die der unglückliche Krieg, zwischen dem und der Gegenwart ja erst eine kurze Spanne Zeit lag, und der eben abgeschlossene demütigende Friede in dem französischen Offizier naturgemäß erzeugt hatte.

Deshalb mochte es über seine Kräfte gehen, den Angehörigen der triumphierenden Nation gegenüber mehr als das knappste Maß äußerlicher Höflichkeit aufzubringen. Es war eine peinliche Situation und Günther bereute fast, dem Rat seiner Schwester nicht gefolgt zu sein. Aber man war nun einmal da und so gab er sich innerlich einen Ruck und sagte: „Die Dienerschaft wird wohl kaum in der Lage sein, Angaben über meinen Bruder zu machen?“



Im Unterstand in Rußisch-Polen.

von künstlerischem Wert zu sein. Es war eine eigentümliche, widerspruchsvolle Stimmung, in die die Geschwister sich versetzt fühlten. Die fremde Umgebung flöhte ihnen eine gewisse Bangigkeit, ein Frösteln des Unbehagens ein, um so mehr, als sie sich jagen mußten, daß sie für die Schloßbewohner ungetragene, unerwünschte Gäste waren. Und doch fühlten sie sich im Innersten ergriffen und weich gestimmt, besteteten sie freundliche, fast liebevolle Blicke auf die ihnen ungewohnten frem-

Diese in so bescheidene Form gekleidete Bitte wies der Schloßherr ohne weiteres zurück.

„Ich schrieb Ihnen schon, daß ich bereits Nachfrage gehalten habe. Ihr Herr Bruder ist nur mit unserm alten Diener Pierre, demselben, der Sie in dieses Zimmer geleitet hat, in Verührung gekommen. Pierre hat bei Tisch aufgewartet. Das ist alles. Im übrigen sind die Herren Offiziere ja von ihren Soldaten bedient worden.“

Der Deutsche verneigte sich dankend.

„Darf ich bitten, uns einmal die Räume, die mein Bruder bewohnt hat, sehen zu lassen?“

Oberst de St. Aulaire erhob sich, um zu klingen. Der alte Pierre trat ein.

„Ich lasse Fräulein Kalthäuser bitten,“ befahl der Schloßherr.

Flora und Günther horchten hoch auf. Kalthäuser! Der Name klang trotz der französischen Aussprache des Schloßherrn ganz deutsch. Wahrscheinlich eine Elsässerin!

„Ihre Nachforschungen in Chaulnes haben zu keinem Resultat geführt!“ fragte der Oberst, wohl weniger aus Anteilnahme, als offenbar lediglich in der Absicht, die Peinlichkeit der Pause zu mildern.

Günther gab Antwort. Indessen trat eine, in ein einfaches dunkles Gewand gekleidete Dame von etwa fünfunddreißig Jahren ein. Sie zeigte ganz den deutschen Typus, besaß hellblondes Haar und blaue Augen und war groß und starknichtig. Ihre Blicke richteten sich in unverhüllter Neugier auf die Fremden und verweilten besonders auf dem jungen Mann mit Interesse.

Der Schloßherr stellte vor und fügte dem Namen die höfliche Erläuterung hinzu: „Unsere Hausgenossin und Freundin meiner Tochter.“ Dann wandte er sich an die Gesellschaftlerin: „Wollen Sie die Güte haben, Fräulein Kalthäuser, den Herrschaften die Zimmer zeigen, die die deutschen Offiziere bewohnt haben.“

Und zu den beiden Deutschen mit militärischer Verneigung: „Ich sehe die Herrschaften wohl noch.“

Als die Thür hinter dem sich schnell Entfernenden geschlossen hatte, kehrte Günther sein Gesicht der Gesellschaftlerin zu. Er begegnete ihrem Blick, der forschend, mit unverkennbarem Interesse auf ihm weilte.

„Sie erinnern sich meines Bruders, Mademoiselle?“

Sie nickte.

„Freilich. Er war ja zwei Wochen lang unser Hausgenosse. Ich finde übrigens —“ ein flüchtiges Nücheln huschte über ihre, wenn auch nicht hübschen, doch sympathischen Züge — „Sie haben viel Ähnlichkeit mit ihm, Monsieur.“

Günther verneigte sich höflich. Die freundliche Art tat ihm nach der kalten Förmlichkeit des Schloßherrn sehr wohl.

„Ich bewundere Ihr gutes Gedächtnis, Mademoiselle. Sie haben doch gewiß während des Krieges häufig deutsche Einquartierung gesehen.“

„Allerdings. Oh, es war eine schreckliche Zeit!“

„Hoffentlich haben meine Kameraden Ihnen nicht Anlaß zur Klage gegeben!“ bemerkte er auf ihren Ausruf.

„Die deutschen Offiziere? Oh, nein! Sie waren alle gleich höflich gegen uns. Aber der Krieg — war er nicht furchtbar?“

Günther machte eine zustimmende Bewegung.

„Er zwingt mich noch in seinen Folgen, den Herrschaften beschwerlich zu fallen,“ versetzte er, während die Bitterkeit, mit der ihn der kühle Empfang seitens des Schloßherrn erfüllte, sich im Klange seiner Stimme bemerkbar machte.

Sie sah ihn überrascht an, schien ihn zu verstehen und erwiderte wie zur Entschuldigung: „Ueber die Familie St. Aulaire hat der Krieg viel Leid gebracht. Madame de St. Aulaire starb während der Abwesenheit ihres Gatten. Der Kummer über den Tod ihres ältesten Sohnes, der bei Sedan fiel, hat ihr das Herz gebrochen. Daß der Verlust seiner Frau und seines Sohnes an Herrn de St. Aulaire nicht spurlos vorübergegangen, werden Sie begreifen und entschuldigen.“

Günther erwiderte leise: „Verzeihung! Ich habe kein Recht, empfindlich zu sein.“ Er erhob sich. „Ich muß vielmehr um Entschuldigung bitten, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme.“

Sie lächelte freundlich.

„O bitte sehr, ich bin nicht so preßiert. Wir können immer noch ein wenig plaudern, wenn es Ihnen beliebt.“

Er setzte sich wieder, angenehm berührt.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Mademoiselle. Unsere Mission ist eine schmerzliche und schwierige, um so dankbarer

sind wir für jede Freundlichkeit, die uns unsere Aufgabe erleichtert.“

Sie sah ihn mit jenem interessiert forschenden Ausdruck an, den er schon ein paar Mal an ihr bemerkt hatte.

„Herr de St. Aulaire hat mir mitgeteilt, daß Ihr Herr Bruder auch ein Opfer des Krieges geworden ist,“ nahm sie wieder das Wort.

„Das ist eben das Peinliche und Traurige unserer Lage, daß wir nichts Bestimmtes über seinen Tod wissen. Die letzte Nachricht, die meine Mutter von ihm erhielt, war eine vom 17. Januar datierte Karte. Er schrieb nur ein paar Zeilen und teilte mit, daß für die nächsten Tage eine Schlacht erwartet würde.“

Die Gesellschaftlerin hörte mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Vom 17. Januar?“ sagte sie. „Seitdem haben Sie keine Nachricht mehr von ihm?“

„Keine.“

„Und Sie glauben nicht, daß er in einem der Gefechte bei St. Quentin gefallen ist.“

„Wir sind ziemlich sicher, daß dies nicht der Fall war.“

„Selbst!“

Sie sagte dies sinnend und schien in ihrem Gedächtnis zu forschen.

„Am 10. Januar verließ er Schloß St. Rémy,“ sprach Günther weiter. „Sie haben ihn seitdem nicht wieder gesehen, Mademoiselle?“

Sie zögerte ein paar Augenblicke mit der Antwort, ließ ihren Blick zu Flora und dann zu Günther hinüberschweifen und verneinte nach kurzem Besinnen.

„Sie haben auch nie bemerkt, daß mein Bruder Beziehungen zu irgendwelchen privaten Personen in der Umgebung hatte?“

„Ich wißte nicht. Ich habe ja die Herren nur bei Tisch gesehen. Wie und wo sie sonst ihre Zeit zubrachten, darüber kann ich nichts sagen.“

„Noch eine Frage bitte ich mir zu gestatten, Mademoiselle. Bevor Oberst von Düringsfeld und mein Bruder in Schloß St. Rémy Quartier bezogen, haben sie in Nesle bei einem Notar Renaudin Wohnung gehabt. Haben die Herren nie davon gesprochen?“

„Doch. Ich erinnere mich. Sie rühmten die Liebenswürdigkeit der Familie — wie war doch der Name?“

„Renaudin.“

„Ganz Recht. Die Herren schienen sich dort recht wohl gefühlt zu haben.“

In Flora's und Günther's Augen leuchtete es auf. In ihre Mienen trat ein Ausdruck starker Spannung.

„Allerdings,“ pflichtete Günther bei. „Das geht auch aus den Briefen meines Bruders hervor. Vielleicht erinnern Sie sich, Mademoiselle — es scheint uns nämlich als wahrscheinlich, daß mein Bruder auch noch von hier und von Chaulnes aus in Verbindung mit Monsieur und Madame Renaudin gestanden hat — vielleicht haben Sie gelegentlich die Wahrnehmung gemacht, daß er von St. Rémy aus ab und zu nach Nesle zu einem Besuch hinübergeritten ist?“

Sie legte ihre Hand an die Stirn und sann eine Weile vor sich hin.

„Ich erinnere mich nicht. Die Möglichkeit ist ja nicht ausgeschlossen.“

„Wir haben nämlich daran gedacht — ich bitte um Verzeihung, daß ich mich offen ausspreche — daß ihn vielleicht Bande zarter Natur nach Nesle gezogen. Madame Renaudin scheint auf meinen Bruder einen bezwingenden Eindruck hervorgebracht zu haben.“

Die Gesellschaftlerin machte eine lebhafte Bewegung. Eine Röte schloß in ihr Gesicht. Ihre Haltung und ihre Mienen nahmen einen erzürnten, protestierenden Ausdruck an.

„Nein, das ist unmöglich.“

Flora und Günther sahen sie überrascht an.

„Das erscheint mir wenig wahrscheinlich,“ verbesserte sie sich. „Ihr Herr Bruder schien eine sehr ernste und zurückhaltende Natur.“ Sie stand auf, allem Anschein nach, um das ihr peinliche Thema zu beenden, das wohl ihre altjüngferliche Empfindlichkeit und Brüderliebe verletzt haben mochte. Sie führte die Geschwister durch den Korridor zu der breiten Treppe, die in das obere Stockwerk führte. Während sie an den Lüren vorbeiging, erklärte sie: „Hier hat der Herr Oberst gewohnt, hier war das Regimentsbüro. Und hier —“ sie öffnete die Thür, vor der sie angelangt waren — „dies war das Wohnzimmer Ihres Bruders.“ Sie traten ein. Es war ein behaglich möbliertes zweifensstriges Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

„Eines verstehe ich nicht,“ sagte Schwester Berta und ließ für einen Augenblick die stets fleißigen Hände in den Schoß sinken. „So vieles, so Gewaltiges habt ihr Männer da draußen erlebt, aber keiner erzählt etwas darüber. Ich habe da unlängst, als ich bei dem schwerverwundeten Leutnant Nachtwache hielt, in einem alten Zeitschriftenbunde aus den Tagen des 70er Krieges geblättert. O Gott, was wußten damals die Krieger alles zu erzählen.“

Der Hauptmann lehnte sich ein wenig zu der Sprecherin hinüber, langsam und vorsichtig, denn das von einem Schrapnell zerschmetterte Bein schmerzte höllisch bei jeder Bewegung.

„Erzählen, liebe Schwester? Was sollen wir erzählen? Gewiß, man erlebt viel und Großes, aber...? Ich bin doch nicht gerade verlegen um Worte, ja, ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich vor dem Kriege wiederholt mich schriftstellerisch versucht habe und nicht ganz ohne Erfolg; aber erzählen? Vielleicht später, nach Monaten oder Jahren. Heute ist mein Hirn ausgebrannt, wußt und leer, wie eine polnische Landschaft, über die der Kriegssturm hinweggebraust ist. Und so sehr ich auch nachdenke über die neun Monate, die ich draußen im Felde gelegen, mir will nichts einfallen, was des Schilderns wert wäre. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Es ist gerade so, als sprächen Sie zu einer Frau, einer braven, fleißigen, tüchtigen Hausfrau, die auf ein Jahrzehnt einer glücklichen Ehe zurückblickt: Erzähle! Glauben Sie, daß sie Ihnen viel wird erzählen können, schöne, abgerundete Geschichten, wie sie die Schriftsteller erfinden, trotzdem ihr Leben voll war von Freud und Leid, von sorgenvollen Tagen und seligen Stunden? Das Tiefste und Schwerste fühlt man und trägt es mit sich als ewigen Besitz, aber man findet keine Worte dafür. Und wenn man sie findet, dann klingt das, was man sagt, so unbedeutend und fremd, daß man nicht versteht, wie das Wort, das gesprochene Wort, Dinge so verändern kann.“

Wenn ich zum Beispiel nachdenke über das, was ich erlebt habe, so verschwindet die Erinnerung an das Duzend Gefechte und Schlachten, die ich mitgemacht habe, und als größtes Ereignis meines Kriegsdaseins erscheint mir eine Nacht, eine sternklare, stille, ruhige Nacht, in der kein Schuß fiel, in der kaum ein Laut die tiefe Stille unterbrach. Es geschah nichts, gar nichts in dieser Nacht und doch hat sie sich mir als größtes Erlebnis meines Lebens eingeprägt. Ich will versuchen, in Worten zu schildern, was sich freilich meinem Empfinden nach sehr matt und schal ausnehmen wird. Aber Sie sollen wenigstens meinen guten Willen sehen, liebe Schwester.

Auf dem Rückzug war es, auf unserem ersten Rückzug, wenige Wochen nach Kriegsbeginn; heute wissen wir alle, daß ein Zurückweichen oft eine ebenso geniale Tat sein kann, als ein Vormarsch. Auch in diesem Punkte hat der gegenwärtige Krieg die alten Werte umgewertet. Damals freilich waren wir noch ganz in den historischen Anschauungen befangen, daß Vormarsch Sieg und Rückzug Niederlage sei, und da der Feldmarschall es nicht für nötig gehalten hatte, uns jubalterne Offiziere in seine strategischen Pläne einzunweisen, war unsere Stimmung nicht die beste, um so mehr, da die günstige Gefechtslage unseres Regiments den Befehl zum Rückzug ganz unverständlich machte. Die Mißstimmung hatte auch die Mannschaft ergriffen; meine braven Jungen, die singend und lachend gegen die Maschinengewehre des Feindes angestürmt waren, marschierten verdrossen und schweigend die Straße zurück, die wir vor wenigen Tagen in umgekehrter Richtung passiert hatten.

So ging es rückwärts, Stunde um Stunde. Wir waren die ersten beim Vormarsch und hatten uns nicht wenig darauf zugute getan. Jetzt, beim Rückzug, waren wir die letzten und dem Feinde immer noch am nächsten; aber es fehlte der Jubel und die Kampfeslust, oder sie traten doch nicht in Erscheinung. Es war auch keine Gelegenheit, sie zu betätigen, denn der Feind folgte uns nicht, wenigstens nicht in Schweite.

Der Abend war allmählich herabgesunken, ein stiller, warmer, ruhiger Sommerabend. Die Sterne glänzten am Himmel in jenem fast überirdischen Glanz, den wir auch bei uns daheim in klaren Sommernächten so bewundern. Trotzdem kein Mond am Himmel stand und die Sonne längst untergegangen war, wurde es doch nicht vollständig dunkel. Ein ungewisses Licht, das herkam, man wußte nicht woher, ließ die Gegenstände und Personen der Umgebung erkennen, aber nicht klar und deutlich, wie bei Tageslicht, sondern unsicher, verschwommen, wie durch einen Bauberschleier hindurch, der nicht nur die Form halb verhüllt, sondern auch verändert und verzerrt, daß uns alles fremd und gespenstisch anmutet. So wenig die Lage dazu angetan war, träumerische oder phantastische Eindrücke zu erwecken, konnte ich mich doch diesem Zauber nicht ganz entziehen.

Wir haben einen kleinen, hochgelegenen Wald passiert. Jetzt liegt er hinter uns, dunkel und dräuend, wie eine riesige, unheilvolle, gewitterstängere Wolke. Vor uns aber, weit übersehbar und doch ins Dunkel verschwimmend, dehnt sich am Fuße des Berges die Ebene. Ein dumpfes Brausen dringt herauf, wie von ferner Meeresbrandung und meine an die Finsternis gewöhnten Augen sehen oder glauben zu sehen — denn es kann wohl Sinnes Täuschung gewesen sein, da man ja bei dem ungewissen Lichte der Nacht kaum etwas in der Tiefe unterscheiden kann — wie sich die Meeresküste als ungeheuerer Riesenschlange die Straße entlang wälzt.

„Ganzes Bataillon halt!“ und: „Die Herren Offiziere!“ Im Laussschritt — mein braver Gaul hatte längst das Zeilliche gesegnet, und ich mußte gleich den meisten andern Offizieren auf Schusters Rappen marschieren — eile ich zum Versammlungsort. Mit ruhiger Stimme, der man keine Spur von Erregung anmerkt, verliest der Major den eben erhaltenen Befehl: „Das Bataillon hat den Rückzug zu decken und die Stellung zu halten bis auf den letzten Mann.“ Alle hören es schweigend. Nur dem kleinen T., der erst vor vier Tagen Leutnant geworden ist, entschlüpft es: „Ein Todesurteil!“

Ruhig trifft der Major seine Anordnungen. Ein Zug muß hinein in den Wald, als Vorhut.

„Wer von den Herren — —?“

„Ich,“ schreit der kleine T.

Und als fürchte er, jemand könnte ihm diesen gefährlichen Posten streitig machen, eilte er davon. Auch wir wollen zu unserer Mannschaft. Der Major ruft uns zurück und reicht jedem von uns noch einmal die Hand. Täusche ich mich oder zuckt es wirklich um seinen Mund und werden ihm die Augen feucht? Ich muß mich wohl getäuscht haben. Denn im nächsten Augenblick klingt seine Stimme scharf und kalt, wie auf dem Exerzierplatz: „Die Herren können abtreten!“

Die nächsten zwei, drei Stunden kamen wir nicht zum Nachdenken. Arbeit ist ein sicheres Mittel gegen schwarze Gedanken. Es galt, sich einzugraben, Schützengraben zu ziehen, Feldwachen aufzustellen. Dann aber war das getan und tiefe Stille senkte sich über die Höhe. Auch drunten in der Tiefe war es still geworden. Die Riesenschlange hatte sich fortgewälzt und uns zurückgelassen.

Wie mir zu Mute war, vermag ich nicht zu schildern. Nur das eine weiß ich: ich empfand keine Spur von Angst, ja nicht einmal von Aufregung. Eher war es Ungebuld und eine Art von Neugier, was mein Inneres erfüllte: „Warum bleibt der Feind so lange aus?“ und: „wie wird es werden?“ Und aus dem Zuge der Gedanken tauchten immer wieder fünf Worte auf: „Bis auf den letzten Mann.“

Der Major kam die Stellungen inspizieren, ruhig und sicher, wie bei einem Manöver. Ich weiß, daß mir dieser Gedanke zugleich sonderbar und doch wieder selbstverständlich vorkam. Dann ging er ein Stück in den Wald hinein. Ich sah, wie er sich auf einen Baumstumpf setzte, etwas aus der Brusttasche zog und küßte. Er war glücklich verheiratet und Vater zweier reizender Mädchen.

Unser Arzt kam mit den Sanitätsleuten und traf seine Vorbereitungen. Auf eine der Feldtragen streckte ich mich aus und — schlief ein! Zuvor, ich schlief ein, fast sofort, und schlief ruhig, traumlos und tief die ganze Nacht. Dieser ruhige Schlaf scheint mir heute noch wie ein großes Wunder.

Als ich die Augen aufschlug, graute der Tag. Die Schützengraben sah ich, in denen unsere braven Jungen hochend schliefen, das Gewehr im Arm, bereit, falls der Ruf der Feldwachen das Kommen des Feindes melden würde, ihn blutig zu empfangen; den Wald sah ich, der im Tageslicht gar nicht fürchterlich aussah, sondern recht kümmerlich und schäbig mit seinen verkrüppelten Stämmchen, die unsere Leute zum Teil noch in der Nacht gefällt hatten, um Verhaue zu bilden. Dies alles sah ich und mir war weder wohl noch wehe zu Mute. Höchstens ärgerlich war ich, weil ich bemerkte, daß meine Zigarrentasche leer war.

Zwei Stunden später kam der Befehl, daß unser Bataillon abzurücken solle. Es hatte seine Aufgabe erfüllt. Der durch den unerwarteten Rückzug verblüffte Feind hatte wohl eine Falle vermutet oder war er vom Vortage noch zu sehr geschwächt, genug, er hatte nicht nachgedrängt. Unbehindert zogen wir ab und am Nachmittag stießen wir wieder zu unserem Regiment.

Ich habe ein Duzend Gefechte und Schlachten mitgemacht, aber keine hat in mir eine so unauslöschliche Erinnerung zurückgelassen, als jene ruhige, stille Nacht, in der kein Gewehrshuß fiel, in der wir am Waldebsaum lagen, um den Rückzug zu decken: „Bis auf den letzten Mann.“



Wieder daheim!

Der Photograph hat in unserem heutigen Bilde eine niedliche Szene festgehalten: Froh begrüßt feiert der schmucke Ulanen-Fähnrich als Erholungs-Urlauber heim. Bei einem Gefecht im Osten wurde ihm das Pferd unter dem Leibe weggeschossen und eine schwere Erkrankung fesselte ihn wochenlang ans Lazarett. Nach glücklicher Genesung ein kurzer Besuch beim lieben Mütterchen, die außer dem Gatten vier Söhne als Offiziere im Felde hat, und dann geht's wieder hinaus in den großen Kampf für Vaterland, Ehre und Freiheit. Mögen doch die Wünsche des kleinen Mädchens in Erfüllung gehen: Für unsere tapferen Krieger eine baldige, siegreiche Heimkehr!

Was sie erlebt hatte, war tot. Und wenn auch die Erinnerung daran zerrte, es klang nicht mehr. Es wollte nicht mehr leben und lag begraben.

Qualvoll stand die Erinnerung an vergangene Stunden vor ihrer Seele.

Und wieder nach Tagen war Gilda gesund genug, daß Gräfin Ursula es wagen konnte, zu ihrem Herzen zu reden. Sie wußte längst von Asta von Felsen, was der Tochter zugestoßen war. Das seine weibliche Fühlen, die Ahnungen der Mutter, zu der die reuige Tochter geflüchtet war, um bei ihr Hilfe zu finden, hatten Gräfin Ursula Demmin das volle Verständnis für den Schmerz gegeben, der ihre Tochter krank, elend und trostlos gemacht hatte.

Und nun kam sie, ohne daß die Bitterkeit, die einst so oft den schmalen, stolzen Mund der Gräfin herb gemacht hatte, um ihre Lippen gezogen wäre, mit ihrem Troste.

Als Gilda wieder aufstehen durfte, kam Pfarrer Brokmann, derselbe alte Herr, der das kleine, blonde Komtzeßchen getauft und eingesegnet hatte, und lange hielt er die schmalen, weißen Hände der Genesenden in seinen Händen.

Dem vollen Geständnis, das sie der Mutter gemacht hatte, folgten Pfarrer Brokmanns Trostesworte.

Und da war ihr Herz in neuem Hoffen erzittert.

Die Mutter drang darauf, Egon die volle Wahrheit zu sagen. Ob Gilda sich stark genug dazu fühle?

Noch einmal lebten die alten Qualen, alte Kämpfe in Gilda auf. Aber Gräfin Ursula wußte sie zu überzeugen, daß die Sache keinen längeren Aufschub duldete. Sie müsse Egon alles entdecken, was doch nun einmal nicht zu verbergen sei. Und er sei doch nicht grausam, nicht hart. Er liebe sie doch heute noch genau wie damals, als er in Falkitten zaghaft um sie geworben habe. Aus seinen Briefen klänge es wie ein Schmerzensschrei, daß sie leide. Ein Mann, der sein Weib derartig liebe, ein Mann mit dieser grenzenlosen Schmerzfähigkeit, mit diesem Gefühl für Gilda, das er täglich offenbare, der werde auch ein mild verstehender Richter sein. Der werde auch das Fremde, das Unbegreifliche verstehen und verzeihen.

Gilda hatte alles durchdacht in stillen, finsternen Nächten, durchdacht bis in seine kleinsten, peinlichsten Konsequenzen. Nächtslang hatte sie über die Frage gegrübelt, was sie tun solle, wenn sie gesundet wäre, körperlich gesundet: ob sie sich aufgeben, sich vernichten sollte um der Sünde willen, oder ob sie durch ein offenes Bekenntnis demütig von ihrem Gatten Verzeihung erflehen sollte, Verzeihung für das, was gewesen und überwunden war.

Sie begriff jetzt selbst nicht mehr die dunkle Macht, die Besitz von ihr hatte nehmen können. Sie wußte nur, daß sie nach all dem Widrigen und Unseligen, das dem fortgesetzten Ehebruch unter den Augen des Gatten anzuhasten pflegt, auch nicht das leiseste Anrecht mehr auf Egons Verzeihung hatte.

„Aber Du hast die Pflicht, ihm nunmehr die Wahrheit zu sagen,“ mahnte Gräfin Ursula.

Von da an flammerte sie sich an den Gedanken, Egon alles zu beichten. Von jetzt ab war es das einzige, wirkliche Glück, das sie noch erstreben durfte. Nur er konnte ihr Rettung bringen aus Ohnmacht und Verzweiflung.

Und als sie so weit war, meldete Egon sein Kommen.

Gilda fuhr zusammen, als er eintrat. Es war tiefe Nachmittagsdämmerung im Zimmer. Gräfin Ursula mochte schon mit dem Schwiegersohn gesprochen haben. Er war schon eingeweiht in das, was kommen sollte. Die Gräfin Demmin war eine viel zu korrekte Frau, sie war nicht ein Mensch anhaltender Unklarheit, jedes Bedenken, das von Gilda erhoben worden war und das auch sie erwogen hatte, trat in den Hintergrund vor ihrem klaren Willen. Jede andere Regung war verflogen vor den wahrheitsuchenden Augen ihrer Seele.

Und nun stand er vor ihr! Ihm war zumute, als zitterten alle Nerven in ihm, eigenwillig zitterten seine Finger. So sehr er sich auch zur Ruhe zwingen wollte, er konnte dieses Lebens nicht Herr werden. Bis ins kleinste hatte er sich, nachdem ihm Gräfin Ursula alles eröffnet hatte, diesen Augenblick des Wiedersehens ausgemalt. Mit Fassung, mit Ruhe wollte er ihn überstehen. Und jetzt mußte er doch die Zähne zusammenbeißen, daß es schmerzte!

Aber allmählich drängte er alles qualvolle Empfinden, alle schweren Gedanken hinweg, denn vor ihm erhob sich eine schmerzreiche, eine unendlich blasse Frau. Ihr Körper zuckte und flog vor Aufregung und Schmerz — vor dem Schmerz, den

sie ihm zugefügt hatte. In den schmalen, zitternden Händen hielt sie die purpurnen Rosen. Sie leuchteten gegen die weiße Haut wie Blut auf ihren langen Stielen.

Mit ein paar ungeschickten Schritten stand er vor ihr und beide fühlten, wie alles Blut zu ihrem Herzen drängte.

Kein Wort hätte er reden können. Wortlos berührte er ihre schmalen Finger. Nur die kleine Bouleuhr tickte leise auf dem Kaminsims.

Und dann küßte er sie, während sie leise vor sich hin weinte. Immer wieder küßte er sie auf die schneeweiße Stirn und streichelte ihr zitternd die Hände, die noch immer seine Rosen umklammert hielten.

„— Nicht weinen, Gilda! — Ich verurteile Dich nicht — nicht so weinen — was geschehen ist — wir wollen es zusammen tragen, Du und ich — wir beide!“

Da lag sie schrankenlos und unaufhaltbar schluchzend an seinem Halse.

Und jetzt wußte Egon, daß sie sein war! Daß er sie jetzt erst gefunden hatte, daß sich ihre Herzen zusammengefunden hatten für immerwährende Zeiten.

Am Abend reiste er nach Neuburg.

Er hatte das Licht seines Abteils abgeblendet und sich tief in die Ecke des Polsters zurückgelehnt. Der Schlaf aber floh ihn.

Den gespenstischen Schatten gleich, die an den Fenstern vorüberhuschten, jagten sich seine Gedanken.

Und er sann den Jahren nach, die er durchlebt und es zog alles an seiner Seele vorüber von der Stunde an, wo er Gilda zum erstenmal gesehen hatte. Er selbst hatte an Gilda gesündigt. Achtlos, gedankenlos war er gewesen, gedankenlos hatte er den großen Liebeshaß hingenommen, den dieses junge Weib im Herzen trug. Ueber seinen Dienst hatte er sie vernachlässigt. Er hatte es dem andern leicht gemacht, der sich gewissenlos genähert hatte zu einer Zeit, als ihr die Sehnsucht nach Liebesglück wie Fieber in den Adern gelegen hatte. Nein, statt sie zu führen, die weder Weg noch Ziel kannte, war er blind gewesen — von unverzeihlicher Blindheit geschlagen. Und so war es gekommen, daß sie ihm das angetan hatte, was sie ihm heute als weinende Bitterin gebeichtet hatte.

Wie ein böser Traum war ihm noch alles, von dem er erst noch erwachen mußte. Und dennoch war es die Wirklichkeit! Fuhr er nicht jetzt zu dem Regiment, das er so liebte, um aus dessen stolzen Reihen einen Ehrlosen herauszuholen?

In diesem Punkte gab es kein Zurück: seine Ehre konnte er nur mit den Waffen rächen. Die Gesetze seines Standes wiesen ihm den Weg.

Gegen das Ende seiner Fahrt ward er ruhiger und zielbewußter. Er schlief ein. Rasselnd in seinem hastenden Laufe trug ihn der Zug seinem Ziele entgegen.

25.

Der Ehrenrat arbeitete mit fieberhafter Geschäftigkeit. Graf Colmar, der neue Kommandeur, war außer sich. Das war kein guter Anfang seiner Tätigkeit. Er war nicht wenig auf den Urheber dieses Skandals erbittert. Kaum hatte er seiner Entrüstung mit scharfen Worten darüber Ausdruck verleihen, daß sich ein Herr dieses Regiments zu Beleidigungen eines Kameraden hatte hinreißen lassen, die von einer ihm unverständlichen Gefinnung zeugten — da kam bereits ein anderer und verlangte Genugthuung von eben demselben Herrn für die schlimmste Schmach, die einem Hause angetan werden konnte.

„Fordern Sie ihn vor die Pistole — einen andern Ausweg gibt es nicht, Herr Rittmeister!“

Egon Reichenhausen nickte. „Das war es ja auch nur, was ich als meine unumstößliche Absicht Herrn Oberstleutnant melden wollte.“

„Ich bitte nur auf den ausdrücklichen Wunsch von Oberleutnant Müllers darauf hinweisen zu dürfen,“ sagte Rittmeister Freiherr von Wagner vortretend, „daß unserm Müllers die erste Forderung zusteht.“

„Die zweite ist aber die schärfere.“

„Darauf habe ich Müllers auch schon aufmerksam gemacht. Er besteht aber auf seinem Rechte. Und jetzt noch mehr —“

„Warum jetzt noch mehr?“

„Weil Oberleutnant Goh es abgelehnt hat, sich mit Müllers auf Säbel zu schlagen —“

„Ah!“

„Oberleutnant Goh hat dem Kartellträger gesagt, daß er auf das zweifelhafte Vergnügen verzichte, mit einem ehema-

ligen Korpier, wie es Müllers, der ja schon von früher her Renommierische im Gesicht trage, auf Säbel anzutreten —

„Das ist ja eine ungeheuerliche Beleidigung!“ brauste der Kommandeur auf.

„Oberleutnant Goh von Reichenhausen erklärt sich aber zu jedem andern Austrag des Ehrenhandels bereit.“

„Und das wäre?“

„Das wäre natürlich auch in diesem Falle die Pistole.“

„Sehr richtig. Sie haben das Herrn Müllers mitgeteilt?“

„Zu Befehl, Herr Graf! Und er besteht nun seinerseits auf sofortigen Austrag.“

„Gm. — Nun, ich beurteile den Fall, wie er liegt, demnach auch so, lieber Rittmeister, daß Sie Müllers den Vortritt lassen. Es steht nichts im Wege — von meiner Seite, daß Sie Ihre Forderung gleichzeitig abgehen lassen.“

„Das ist meine Absicht.“

„Die beiden Gängel lassen sich auf diese Weise an einem Tage aus der Welt schaffen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß alles geheim bleibt. Diese unerhörten Vorfälle gehören zum mindesten nicht aus dem Regiment hinaus. Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Als die Mitglieder des Ehrenrates sich verabschiedet hatten, rief der Oberstleutnant seinen Adjutanten.

„Um zwölf Uhr Offiziersversammlung. Sorgen Sie, daß alle zur Stelle sind, außer Oberleutnant Müllers, Rittmeister Reichenhausen und diesem sauberen Vetter des Rittmeisters. Ich wünsche den Herrn überhaupt nicht wiederzusehen. Mag es unchristlich klingen oder nicht — ich hege nur den einen Wunsch, daß das Strafgericht den wirklich Schuldigen trifft. Das Ehrengericht wird dann das weitere besorgen. Eilen Sie sich, Brandenburg!“

„Zu Befehl, Herr Graf!“

„Noch eins, lieber Brandenburg! Ich liebe es nicht, wenn ich dienstlich mit Herr Graf angerebet werde. Ich lege Wert darauf, daß dies möglichst bald alle Herren im Regiment erfahren. Nennen Sie mich bei meiner Charge. Ich gebe, mit Respekt zu sagen, auf Standesvorurteile herzlich wenig. Ich freue mich, daß ich zufällig Graf bin, weil ich den Glauben an den Adel habe. Der vorliegende traurige Vorfall zeigt zur Genüge, daß dieser Glaube nicht immer berechtigt ist. Die Natur verleih den Adel nach anderen Grundsätzen wie die Menschen. Adel ist Adel des Herzens. Die Gesinnung gibt den Ausschlag. — Wir verstehen uns, hoffe ich, Herr von Brandenburg.“

Der Leutnant schlug die Karten zusammen. Er verbeugte sich und ging ans Telephon.

„Und dieser Mann kommt direkt vom Gardekorps!“ sagte er sich. „Erfreulicherweise sind solche Ansichten noch nicht Gemeingut.“

Das Offizierskorps stand im übrigen geschlossen auf der Seite der beiden Beleidigten. Ueber Goh von Reichenhausen war das Urteil gefällt, noch ehe der Ehrenrat des Regiments Gelegenheit gehabt hätte, über ihn zu richten.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages fuhren unauffällig die verschlossenen Kriemperwagen verschiedener Schwadronen nach dem Walde, in dem die Schießstände der Graf-Schütz-Dröner lagen — die Gegner, der Arzt, die Zeugen.

Das Dorf, durch das die Wagen nacheinander fuhren, lag noch halb verhüllt in grauem Nebelbrauen.

Ein paar polnische Arbeiter sahen den Kutschen nach.

„Die haben's gut“, dachten sie, „die fahren auf die Jagd.“

Fedor Goh von Reichenhausen war blaß und übernünftig. Er war erst vor einer Stunde aus Breslau gekommen. Ihn fröstelte. Seit gestern mittag wußte er, daß das Spiel für ihn verloren war — hier in Neuburg wenigstens. Ein grenzenloser Haß erfüllte ihn gegen Gilda. Wie war das nur möglich gewesen, daß sie ihn verraten konnte und nach all den tausend Treuschwüren der Rache ihres Vaters auslieferte!

Zum Teufel, wie der Wind plötzlich umgesprungen war! Jetzt wurde die Lustjacht mal gehörig von der Brandung und tüdlichen Wogen an die Klippe geschleudert.

Und gleich zwei Duelle auf einmal! Da konnte man sein Testament machen. Viel blieb ihm so wie so nicht nach diesem Schiffbruch. Schließlich war es das geratenste, überhaupt nicht „anzutreten“. Aber er redete sich allen Ernstes noch ein, zu kneifen, das vertrüge sich nicht mit seinem edelmännischen Gefühl. Das Schauspiel wollte er der Welt nicht liefern, daß er vor der Pistole eines Herrn Müllers zurückschloß. Seine Vorfahren hatten oftmals genug den Degen gekreuzt und dem

Tode ins Auge geschaut. Die Reichenhausens hatten immer eine glückliche Hand gehabt bei dergleichen Waffengängen. Und es gab genug Duelle, die sehr gefährlich ausgesehen hatten und trotzdem unblutig verlaufen waren.

Fedor fuhr nach Breslau. Er hatte noch zweitausend Mark in der Tasche — der letzte Erlös von den Pretiosen, die ihm Gilda gegeben hatte. Was aus den verletzten Schmuckstücken wurde, war ihm egal. Seines Bleibens in der Armee war ja nun doch nicht mehr lange, daran ließ sich nichts ändern. Vielleicht war ihm mit diesem letzten „Sündengelde“ Frau Fortuna noch ein letztes Mal hold.

Er fuhr in den Bars herum. Es kostete Mühe, ein paar Bekannte zu finden, die Lust hatten, die Karten zu wenden.

Schließlich traf er Herrn von Bornhövede, der sich in der Savoyar-Bar auf einem Sessel rekelte.

„Haben Sie das schon von meiner Kusine gehört, Reichenhausen?“

„Was?“ fragte er gleichgültig. „Welche Kusine?“

„Nun, Asta Felsen! Denken Sie, dies Mädel hat sich mit einem Amerikaner verlobt. Einem schwerreichen Knax! — Was sagen Sie nun?“

„Alle Wetter!“ fuhr es Fedor heraus. Er hatte Mühe, sich zu beherrschen. Der andere merkte es nicht. Er schenkte Fedor ein Glas Champagner ein.

„Sehen Sie, Goh, meine Verwandten hatten eben doch recht. Sie wollten mir's damals nicht glauben. Sie protestierten sogar.“

„Das nehme ich hiermit zurück.“

„Müssen Sie. Ich finde das skandalös. Und denken Sie, der Amerikaner, den sie sich gefischt hat, ist noch dazu ein eklig reicher Knax. Der hatte das schöne Geld wahrlich nicht nötig. Sie hätten sich 'n bißchen dazuhalten sollen, Goh. Das wäre eine feine Sache gewesen, wie?“

Fedor trank das Glas Sekt auf einen Zug und sagte, während er es auf die Marmorplatte setzte: „Verehrter Herr von Bornhövede, ich wüßte wahrlich nicht, daß ich jemals das Bedürfnis empfunden hätte, mich Ihrer scharmanten Kusine zu nähern.“

„So? Na, denn nicht! — Und wie wird's heute mit einem kleinen Zeuchen? Haben Sie Zeit?“

„Wenn's sein muß, ja. Sie wissen, ich bin kein Unmenschen.“

Eine Viertelstunde später waren die beiden in den Klub gefahren und fanden dort diejenigen Herren, die sie suchten.

Wenige Minuten, und die erste Taille Karten war gezogen.

„Die Bank?“ fragte Herr Schulz Fedor.

„Nein — momentan pointiere ich nur.“

Keiner der Mitspielenden ahnte, was Fedor wenige Stunden später vor hatte. Wie er so am grünen Tische saß, im tadellosen Frack, unbeweglich das feine, rassistische Gesicht, dessen Vorstellungskraft hätte es schwerlich vermocht, zu denken, daß Goh von Reichenhausen mit den Wogen rang. Und doch ging sein Denken nur auf das eine hinaus, aus dem Schiffbruch so viel wie irgend möglich zu retten. In prunkender Lustjacht hatte er jahrelang den Ozean gekreuzt, dessen Höhen das Vergnügen und der Luxus waren — jetzt war er, wenn ihm das Glück nicht lächelte, im wahrsten Sinne, wie es bei den Romanziers heißt, eine gescheiterte Existenz. Die ragenden Masten geborsten, die stolze Takelage zu armseligen Fäden zerzaust.

„Gescheitert!“ dachte er. „Vollständig gescheitert.“

Von den paar tausend Mark floß im Sandumdrehen der größte Teil dahin. Gegen seine Gewohnheit nahm Fedor das Papiergeld, das er noch in der Brusttasche trug, heraus, um es zu zählen.

„Ich halte die Bank“, sagte er. Seine Stimme hatte einen heiseren Klang. „Ich nehme sie mit achthundert Mark.“

„Bitte sehr!“ sagte Herr Schulz, verbindlich lächelnd. Er tauschte seinen Platz mit dem Fedors. Den Haufen Gold- und Papiergeld, der sich vor ihm gehäuft hatte, schob er mit dem flachen Arm hinüber. Dann tauchte er seine Finger in den Sektkübler, rieb sie an dem Eisblock und trocknete sich an der Serviette.

„Darf ich Sie bitten, abzuheben?“ sagte Fedor. Ein Klubiener kam mit neuen Eiskühlern und steckte frisch geöffnete Flaschen hinein. Goh nahm den Becher und trank.

Noch einmal wollte er es versuchen, dem Glück Trost zu bieten. Abergläubisch wie er war, schien ihm die ausgleichende Gerechtigkeit, nach dem Unglück, das ihn von seinen Gildas und Astas getroffen, eine letzte Revanche schuldig.

(Schluß folgt.)

